

dtv

Kostenlos mobil weiterlesen! So einfach geht's.

**Hier geht's zur kostenlosen App:
www.papego.de/app**

*Erhältlich für Apple iOS und Android.
Papego ist ein Angebot der Briends
GmbH, Hamburg. www.papego.de*



Die detaillierte Anleitung finden Sie am Ende des Buches

Paul Grote

Rioja für den
Matador

Kriminalroman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Paul Grote
sind bei dtv u. a. erschienen:
Sein letzter Burgunder (21391)
Die Insel, der Wein und der Tod (21645)
Am falschen Ufer der Rhône (21691)
Verschwörung beim Heurigen (21697)

*Dieser Roman ist Juan Carmona Rivera gewidmet,
geboren am 17.6.1925,
gestorben am 5.12.1941 in Mauthausen.*



Neuausgabe 2017
© 2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagfotos: Paul Grote
Karte: www.landkarten-erstellung.de
Gesetzt aus der Minion 10/12'
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21698-2

Caminante, no hay camino
Se hace camino al andar.

Wanderer, es gibt keinen Weg
Der Weg entsteht beim Gehen.

Antonio Machado

Prolog

»Umbringen könnte ich den Typen, einfach umbringen. So was Abgebrühtes. Eiskalt bügelt der jeden Einwand ab!« Wütend schlug Dorothea die Tür hinter sich zu – die dünnen Bürowände wackelten gefährlich. Die Redakteurin stellte die Kaffeetasse mit so viel Schwung auf ihrem Schreibtisch ab, dass der Kaffee überschwappte und sich über die Manuskripte ergoss.

Henry Meyenbecker sah auf. »Wenn er eure Argumente nicht abbügeln könnte, wäre er nicht der Chefredakteur.«

Hektisch suchte Dorothea nach Papiertaschentüchern, riss eine Schublade nach der anderen auf, was den Kaffee wieder überschwappen ließ und die Weinflaschen auf dem Schreibtisch in heftiges Schlingern versetzte. Sie griff nach einer schwarzen Flasche, die auf die Tasse zu fallen drohte – und erwischte sie im letzten Moment: Es war ein Riesling von Reinhard Löwenstein, Jahrgang 2003, Rotschieferlage, über den sie heute noch einen Artikel zustande bringen musste.

Grinsend beobachtete Henry die verzweifelten Bemühungen seiner Kollegin. Es sah ganz so aus, als hätte er für diese mehr Verständnis als für ihre Worte.

Drohend wandte sich Dorothea ihm zu: »Weißt du, was mich am meisten aufregt?«, zischte sie bissig.

Henry schüttelte mit gespielter Unschuld den Kopf.

»Du regst mich auf! Du – und dein verdammtes Phlegma!

Diese Gelassenheit, ekelhaft! Sitzt hier wie Buddha persönlich, nicht so fett, aber mit demselben Grinsen, als ginge es dich nichts an, dabei geht es um dich! Los, sag was, wenigstens jetzt. Du weißt, dass alle wollen, dass du ...«

»Genau da liegt das Problem.« Henry verzog jetzt gequält das Gesicht und verfolgte, wie der Kaffee sich unter Plastikhüllen immer neue Wege auf dem Schreibtisch suchte. »Alle wollen, dass ich diesen Job mache. Dabei darf jemand, der beliebt ist, niemals Chef werden. Chefs muss man fürchten, hassen, beneiden, bewundern vielleicht, aber so jemand darf um Himmels willen nicht beliebt sein.«

Dorothea bemerkte, dass sie auch ihr hellgraues Kostüm bekleckert hatte, was sie noch wütender machte: »Dich bringt wohl gar nichts aus der Ruhe, was? Du hast ein so dickes Fell wie ein Wildschwein. Eine Zehn-Zentimeter-Schwarte mit Borsten, und was darunter ist, weiß niemand.«

Henry lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Das könnte der einzige Grund sein, der mich nach Ansicht der Geschäftsleitung geeignet erscheinen lässt. Ansonsten taue ich nicht dafür. Stell dir vor, ich müsste dich entlassen, weil du die Manuskripte wichtiger Weinautoren mit Kaffee bekleckerst und Weinflaschen runterwirfst. Ich müsste mir den Redaktionsklatsch anhören ... ich weiß, dass Olaf ständig an meinem Sessel sägen würde. Fischer sagt nie, was er wirklich denkt, und plötzlich fällt er mir in den Rücken. Wer hat den eigentlich in die Redaktion geholt?«

»Muss man immer gleich das Schlimmste annehmen?«

»Was schief gehen kann, Dorothea, das geht auch schief.«

»Lao-Tse?«, fragte sie bissig.

»Nein, Murphys Gesetz. Der Verlag braucht einen Chef, der konsequent sein kann, flexibel, rational gesteuert und karrierebewusst. Du kannst es opportunistisch, gefühlkalt und egozentrisch nennen. Mit solchen Eigenschaften wird Auflage gemacht. Aber nicht mit mir. Ich bin Reporter, ich will schreiben.«

»Du bist so widerlich edel, dass es weh tut«, warf Dorothea ein.

»Ach! Glaubst du, nur meinetwegen würde die Welt anders ticken? Du bist lange genug im Geschäft, meine Liebe, du weißt genau ...« Henry verstummte, denn Schlussredakteur Olaf Winter, genannt das Nilpferd, schob seinen Bauch in den Raum; etwas später folgte der Rest.

Winter strich sich über den rasierten Schädel und tat, als ignoriere er die Anwesenheit des Chefreporters der Zeitschrift ›Wein & Terroir‹. »Was ist? Hast du ihn überzeugt?«, fragte er und blickte zurück in den Flur, bevor er die Tür schloss.

»Nur Mut, Olaf, da lauscht niemand.« Henry wippte auf seinem Stuhl und sah Dorothea herausfordernd an.

»Ein Kollegenschwein ist das«, murmelte sie so laut, dass Henry es hören musste, und wurde lauter: »Er will nicht. Angeblich muss er nach Spanien, in die Rioja, sich bei den Winzern einschmeicheln und die besten Weine abstauben – Gran Reservas für seinen feinen Keller – und uns überlässt er den Hyänen.«

Winter plumpste auf Meyenbeekers Schreibtisch; die Rahmenkonstruktion ächzte: »Ist dir bewusst, dass dich die Geschäftsleitung gehen lässt, weil sie dich aus dem Weg haben will?«

Henry sah den Kollegen provozierend an. »Na und? Ich selbst habe das Thema vorgeschlagen und den Zeitpunkt für die Reise auch. Bei LAGAR laufen Sachen, die wohl nicht kosher sind. Die Kooperative ist im Aufbau, daher extrem verletzlich, und da will ihr irgendjemand das Wasser abgraben. Der Önologe hätte nicht persönlich um Hilfe gebeten ...«

Damit hatte Henry Dorothea nur neue Argumente gegeben: »Du Held. Und dein Engagement für uns? Hier, wo es um deinen eigenen Arsch geht, kneifst du!«

Zur Bestätigung nickte Olaf Winter wie der elektrische

Sarotti-Mohr im Schaufenster eines Schokoladengeschäfts. Er hörte gar nicht mehr auf zu nicken, es fehlte ihm nur noch das Tablett in den Händen.

Meyenbecker zuckte mit den Achseln. Er verstand die Reaktion einiger Kollegen durchaus. Gleichzeitig war einigen anderen nur deshalb an seinem Aufstieg gelegen, weil sie ihren eigenen damit verbanden. Doch die Herausgeber würden ihn niemals als Chefredakteur akzeptieren. »Journalisten sind dazu da, die Rückseiten der Anzeigen vollzuschreiben.« Das war die Devise der Geschäftsleitung, und der musste auch er notgedrungen folgen. Zwar schützte ihn seine Rolle als Chefreporter – seine Berichte wurden gelesen, das war seine Rettung –, aber nahm man ihn wirklich ernst? Themen, die er in der Konferenz vorschlug, stießen auf Ablehnung, waren sie doch eher brisant als Mainstream. Er fühlte sich nicht berufen, Massenweine schönzureden und Manager zu zitieren, denen es egal war, ob sie Waschmaschinen oder Wein verkauften.

»Holt eure Kohlen selbst aus dem Feuer«, sagte er und wippte weiter. »Wenn die Redaktion sich einig wäre, hätte der Verlag auch eine Linie, aber irgendeiner schießt immer quer, kriegt mehr Geld, bessere Spesen – und schwups ist Ruhe.«

Dorothea hatte sich gesetzt und nippte an dem Rest Kaffee. »Und in deiner spanischen Genossenschaft ist alles anders?«

Henry zuckte die Schultern. »Jaime Toledo, der Önologe von LAGAR, hat nichts von internen Schwierigkeiten verlauten lassen. Angeblich kommen die Angriffe von außen.«

»Das Schlimmste sind immer die Feinde im Inneren«, bemerkte Olaf Winter wichtigtuerisch.

Henry wunderte sich, dass gerade er das sagte, wo er bereits zweimal umgefallen war, als es darum gegangen wäre, Rückgrat zu zeigen.

»Das Schlimmste sind die lieben Kollegen – willst du

sagen«, bemerkte Dorothea ironisch, als ihr Telefon klingelte. Sie hob ab, meldete sich und sagte dann zu Henry: »Du sollst ins Sekretariat kommen. Dein Ticket nach Bilbao ist da. Billigflieger, 99 Cent, der Leihwagen steht bereit.« Mit gespielter Erstaunen riss sie die Augen auf. »Wirst du doch Chefredakteur? Man stellt dir einen Mercedes zur Verfügung.«

Bislang war Henry ruhig geblieben, aber jetzt sprang er ärgerlich auf. »Was soll der Unsinn? Mit so 'ner Kiste kann ich mich bei keiner Kooperative sehen lassen.«

Dorothea lachte spöttisch, und ihre Worte bekamen einen bösen Unterton: »Ja, ja, immer das passende Mäntelchen für die Reportage umhängen.«

»Ach, leckt mich doch alle!«, zischte Henry, war mit drei Schritten an der Tür und knallte sie hinter sich zu. Die Wand wackelte, er hörte Glas klirren. Drinnen war ein Bild heruntergefallen, das Porträt eines alten, vertrockneten Winzers. Der Mann hatte so etwas Verschlagenes im Blick. Erschrocken zögerte Henry einen Moment. Obwohl er das Bild nicht leiden konnte, war das ein verdammt schlechtes Omen.

Henry Meyenbecker

»Es ist nicht mehr weit«, sagte die Frau hinter dem Tresen und blieb im Durchgang zur Küche stehen. »Du fährst nach links«, sie zeigte auf die Straße vor der Bar, »da vorn gabelt sich die Landstraße – auf keinen Fall rechts abbiegen, sonst kommst du nach Labastida –, also geradeaus, vielleicht noch fünf Kilometer durch den Wald, bis zum Steilhang der Sierra, da hast du das gesamte Tal vor dir, na ja, eigentlich eher unter dir. Dort ist ein Aussichtspunkt, *¿verdad?* Die Leute fahren extra deshalb hin. Die Sierra fällt fast senkrecht ab, etliche hundert Meter. Wenn du unten am Fuß der Serpentina bist, sind es höchstens noch zehn Minuten bis nach Laguardia, alles klar?«

Henry bedankte sich, eigentlich hatte er es gar nicht so genau wissen wollen, aber die Wirtin hatte anscheinend niemand anderen zum Reden. Er bezahlte den Kaffee und die *madalenas*. Er liebte die kleinen runden Kuchen und steckte gleich noch zwei ein. An der Tür machte er den jugendlichen Platz, die johlend in die Bar drängten. Er verstand kein Wort von dem, was sie sprachen, absolut nichts, es war ein Drama mit den Basken. Selbst wenn er konzentriert hinhörte, konnte er nicht einmal raten, worum es ging. In Vitoria-Gasteiz hatte er geschwitzt, um die richtige Straße von der Provinzhauptstadt hierher zu finden, weil er sich für die schönere statt für die schnellere Strecke entschieden hatte. Aber bis er die spanisch-baskische Beschrif-

tung der Schilder gelesen und begriffen hatte, war er längst an der Straße vorbei, wo er hätte abbiegen müssen.

Vor anderthalb Stunden bereits hatte er hier sein wollen, in ... wie hieß das Nest? Urizaharra? Wer konnte sich so einen Namen merken? Auf Spanisch hieß das Peñacerrada, das war um einiges leichter, außerdem waren ihm die Buchstabenfolgen und Silben vertrauter. Aber Baskisch, *euskara*, wie sie es nannten? Dagegen war *català*, das in Katalonien um Barcelona herum gesprochen wurde, geradezu simpel.

Anderthalb Stunden Verspätung – die Verabredung mit Jaime Toledo konnte er für heute streichen. Morgen war auch noch ein Tag, *mañana* eben. Er würde den Önologen, der die Weinbauern der Kooperative LAGAR in Fragen des Weinbaus und der Kellerwirtschaft beriet, dann eben morgen auf der Baustelle ihrer neuen Kellerei aufsuchen.

Henry warf den Jugendlichen einen Blick hinterher, vielleicht ein wenig neidisch auf die Frechheit, mit der sie drängelten, sich lautstark unterhielten, sich über alle möglichen Regeln hinwegsetzten, was er sich kaum noch gestattete und was er sich insgeheim verübelte.

Nachdenklich öffnete er die Wagentür und schrak zurück. Ein Hitzeschwall kam ihm entgegen, als hätte er die Tür eines Backofens heruntergeklappt. Der Wagen hatte sich in der Sonne aufgeheizt, er würde hier stets nach Schatten suchen müssen. Henry riss die anderen Türen weit auf. Nach einer Weile war es im Inneren des Autos erträglich. Er fuhr mit offenen Fenstern los; von der Klimaanlage bekam er Halsschmerzen. Henry liebte die Hitze. Temperaturen auch über dreißig Grad bekamen ihm bestens, er fühlte sich agil, leistungsfähig, aber heute machte ihm der Klimawechsel zu schaffen. Nach dem verregneten Sommer und der Kälte Anfang September in Wiesbaden musste er sich erst an die hohen Temperaturen gewöhnen. Dabei wehte hier oben auf der 1300 Meter hohen Sierra ein angenehm kühles Lüftchen.

Henry befolgte die Anweisungen der Wirtin, um nicht an der falschen Stelle abzubiegen.

Schlagartig endete der Baumbestand. Henry kam auf einem Schotterstreifen neben der Straße zu stehen: Es war, als würde der Vorhang einer Bühne aufgezogen. Die Rioja bot einen erstaunlichen Anblick. Viele hundert Meter unter ihm breitete sich ein weites, lang gestrecktes Tal aus, eine Kulturlandschaft mit Feldern und Weingärten und dunklen Waldstücken am Horizont – und in der Mitte der Ebro. Die Dörfer auf den Hügelkuppen, verbunden durch Landstraßen und helle, sandige Wege, waren gut auszumachen. Eine Eisenbahnstrecke schlängelte sich am Flussufer entlang, mal sichtbar, mal verborgen hinter Galeriewäldern. Und die andere Seite des Tals begrenzte die Sierra Cebollera mit knapp 2000 Metern. Dort entsprang der Rio Duero, der dem Ribera del Duero, einem berühmten Wein, als Herkunftsbezeichnung diene.

Atemberaubend war dieser Anblick, überraschend, faszinierend die Weite des Tals. Henry hatte die Rioja gänzlich anders in Erinnerung. Beim letzten Besuch war er von Süden gekommen, hatte die Autobahn über Zaragoza genommen und war dem Lauf des Ebro flussaufwärts gefolgt. Es war März gewesen, windig, knochentrocken und eisig kalt. Er hatte die falsche Kleidung eingepackt gehabt und entsetzlich gefroren. Trocken war es jetzt auch, aber zumindest die Weinberge und Bäume waren so grün wie die Auen am Ebro.

Henry stellte den Motor ab, stieg aus, lehnte sich an den Wagen und betrachtete die Landschaft. Er hörte den Wind in den Bäumen, sah Vögel unter sich kreisen und genoss die roten Strahlen der Abendsonne, die sich rechts auf das Gebirge legten.

Er freute sich auf diese Reportage. Der Sachverhalt, um den es ging, war leicht zu durchschauen, die Fronten schienen geklärt. Er machte diese Berichterstattung ein wenig

aus Sympathie gegenüber der Kooperative, die vor zwei Jahren gegründet worden war. Ihm gefielen Gemeinschaftsprojekte, und es sollte endlich mal wieder eine Story nach seinem Geschmack werden: kein stromlinienförmiger Bericht über ein aufstrebendes Weingut, das jeder Weinliebhaber kennen sollte, dessen Weine aber nur für wenige erschwinglich waren. Der Gefälligkeitsjournalismus, der immer auf die Anzeigenkunden schielte, hing ihm zum Halse raus. Es würde endlich wieder eine Reportage werden, wie er sie früher geschrieben hatte: direkt, klar, informativ und bissig.

Ihm wurde klar, weshalb er sich so entspannt fühlte. Die Redaktion war weit weg. Keine Debatten über Chefredakteure, keine diplomatischen Verrenkungen, keine Mauscheleien, kein plötzliches Schweigen, wenn der Falsche auf den Flur der Redaktion trat und zwei Kollegen im Gespräch entdeckte. Niemand würde hier über die Zukunft des Blattes spekulieren. ›Wein & Terroir‹ ging es finanziell gut, das Anzeigenaufkommen stieg, wie auch die Leserschaft. Niemand sägte an seinen Stuhlbeinen, er musste nicht auf jedes Wort achten, sich nicht ständig kontrollieren oder der Geschäftsleitung beweisen, dass er der geeignete Mann für den Chefsessel war. Niemand wusste besser als er selbst, dass er sich nicht dazu eignete, aber das durfte er niemals offen zugeben! Man war zur Karriere verdammt. Wer sich zufrieden gab, zeigte mangelndes Interesse. Nur die Bissigen wurden gebraucht, und mit wem es nicht aufwärts ging, mit dem ging es abwärts.

Henry hörte hinter sich einige Wagen vorbeikommen, er schaute ihnen nach, sah die Bremslichter aufleuchten, unten, wo die Straße sich dem Tal zuneigte. Weiter links, ganz unten, blinkte etwas, er sah den rötlichen Reflex auf einem Felsvorsprung. Zuerst hatte er es für den Widerschein von Rücklichtern gehalten, dann für den rötlichen Schimmer des Abendrots auf einem glatten Felsen, aber dann fiel ihm

auf, dass das rötliche Licht in regelmäßigem Abstand über die Felsen strich. Er bekam Hunger und beschloss weiterzufahren. Außerdem wollte er nicht zu spät ins Hotel kommen – hoffentlich wurde die Reservierung lange genug aufrecht gehalten. Er ließ den Motor an, bemerkte im Rückspiegel einen Lkw und gab Gas, um nicht die gesamte Bergstrecke im Dieselqualm hinter ihm herschleichen zu müssen. Die Reifen drehten durch, aber er kam noch vor dem großen Fahrzeug weg.

An der schrägen Felswand hielt sich nur spärliche Vegetation. Verkrüppelte Bäume wuchsen aus Felsspalten, trockener Ginster, Steineichen und Kiefern gediehen auf weniger geneigten Flächen. Zypressen wechselten sich mit Agaven ab, deren meterhohe Blütenstände langsam vertrockneten. Dann begannen die Serpentinaen. Die Straße war zwar gut, doch die Haarnadelkurven zwangen Henry dazu, bis in den ersten Gang hinunterzuschalten. Als er dort oben gestanden hatte, war ihm nicht aufgefallen, dass nicht ein einziges Fahrzeug heraufgekommen war, doch jetzt bemerkte er, dass jeglicher Gegenverkehr fehlte. Diese Straße war zwar nicht die schnellste, aber zumindest die kürzeste Verbindung zwischen Logroño, der Provinzhauptstadt von La Rioja, und Vitoria-Gasteiz als Hauptstadt der Provinz Álava. Also musste es – da war doch nichts passiert? Das würde ihm gerade noch fehlen, wenn er jetzt hier oben am Berg festsitzen würde, den Lkw im Nacken. Der war so dicht aufgefahen, dass Henry sogar den Schnurrbart des Fahrers erkennen konnte.

Wieder blitzte es unten rot auf; jetzt kam auch noch ein blauer Reflex dazu, der verdächtig an ein Blaulicht der Polizei erinnerte. Das Ende des Staus lag hinter einer Art Felsentor, zwei gewaltigen Blöcken, die sich oben aus der Felswand gelöst hatten und hier liegen geblieben waren. Henry fluchte, fuhr so weit nach rechts, wie es die Leitplanke zuließ, neben der es steil abwärts ging, und stellte den

Motor ab, wie auch die Fahrer vor ihm. Der Lastwagen hing an seiner Stoßstange und nahm dabei fast die gesamte Breite der ohnehin schmalen Straße ein. Eine Unverschämtheit. Was sich hinter dem Lkw abspielte, konnte Henry wegen des breiten Aufbaus nicht sehen. Zum Wenden war es zu spät, an dem Zehntonner kam er unmöglich vorbei; der Fahrer hatte sich so idiotisch hingestellt, dass auch der Gegenverkehr kaum passieren konnte.

Es musste sich um einen schweren Unfall handeln, denn zu den beiden rotierenden Lichtern gesellte sich jetzt ein drittes, und unten am Fuß der Sierra, wo die Straße auslief, war weiteres Blaulicht im Anmarsch und blockierte den Zugang zur Passstraße. Wieso hatten sie die Straße nicht oben kurz hinter Urizaharra oder Peñacerrada gesperrt? Dann hätte er abbiegen können und sich die Warterei erspart.

Nachdem Henry die Straßenkarte mühsam wieder zusammengefaltet hatte, stieg er aus, um sich die Beine zu vertreten. Er warf einen Blick über die Leitplanke – und fuhr erschrocken zurück. Es ging senkrecht in die Tiefe. Henry spürte sofort das entsetzliche Ziehen im Bauch, es zog ihn förmlich nach unten, und er machte einen raschen Schritt zurück. Seine Höhenangst hatte er bislang stets mit Erfolg überspielt und sich eine Sammlung von Ausreden angeeignet, um sich elegant von jedem Abhang zurückzuziehen. Er sah sich nach dem Lastwagenfahrer um. Der saß auf der Leitplanke über dem Abhang und rauchte eine Zigarette.

»Wissen Sie, was da vorn passiert ist?«, fragte Henry laut, als ihm einfiel, dass der Fahrer das so wenig wissen konnte wie er, außer er besaß CB-Funk. Aber wenn er den abgehört hätte, wäre er kaum in den Stau gefahren.

»Da passiert alle naselang was, die Leute fahren wie die Bekloppten. Sie lieben es zu sterben. Was glaubst du, in welchen Situationen ich überholt werde, nur um eine Minute

früher zu Hause zu sein, und dabei kommt man am Ende nie an ...«

Henry zuckte, als er das vertrauliche Du hörte. Diese Distanzlosigkeit störte ihn, und er musste sich erst wieder daran gewöhnen. Er hob zustimmend die Hand und wandte sich ab. Ihm fehlte der Nerv, sich die Ansichten eines Lastwagenfahrers über den Straßenverkehr anzuhören. Die Straße, die er entlang der Autoschlange bergab schlenderte, führte in einer scharfen Linkskurve durch das Felsentor. Etwa einhundert Meter dahinter war der Wagen in einer Kurve von der Straße abgekommen, unglücklicherweise genau an jener Stelle, an der die Leitplanke fehlte. Schicksal? Zufall? Eine negative Fügung, oder war alles vorbestimmt?

Der Wagen hatte sich auf dem schrägen Hang mehrmals überschlagen, hatte dabei eine Spur wie ein Pflug hinterlassen und war zuletzt von kräftigen Büschen aufgefangen worden. Wo war der Fahrer ...?

Weiter vorn bei den rotierenden Lichtern stand der Notarztwagen. Schaulustige sahen den Feuerwehrleuten und dem Notarzt zu, die sich am Hang abgeseilt hatten und an einem leblosen Körper hantierten. Wahrscheinlich war der Fahrer aus dem Wagen geschleudert worden. Am Straßenrand kommentierte eine Gruppe von Autofahrern das Geschehen. Die Männer machten auf Henry einen merkwürdig unbeteiligten Eindruck.

»Da ist jemand abgestürzt, in der Kurve ...«, sagte Henry, um ein Gespräch zu beginnen.

»Wo sonst«, meinte einer der Männer lakonisch. »Hier gibt's ja nichts anderes als Kurven.«

»Der Fahrer hat gepennt«, meinte ein anderer. »Der Wagen ist außer Kontrolle geraten.«

»Der war zu schnell oder abgefahrene Reifen. Da rutscht man sonst wohin. *Qué mala suerte*, so ein Pech auch, dass genau da die Leitplanke aufhört.«

»Die hätte dem auch nicht geholfen, schau dir bloß an, wie verrostet die anderen sind.«

»Mitnichten, mein Freund, das ist letztes Jahr alles erst erneuert worden. Man muss die Regierung nicht schlechter machen, als sie ist. Ich arbeite bei der Verwaltung, ich weiß das genau.«

»*Perdona*, aber weshalb fehlt dann das Stück, wo der Wagen abgestürzt ist?«, wollte eine junge Frau wissen, die sich ihre langen, schwarzen, vom Wind durcheinander ge-wehten Locken aus dem Gesicht strich.

»Vielleicht hat ihnen genau das Stück gefehlt, vielleicht wollten sie Feierabend machen und haben das letzte Stück nicht angeschraubt, so was gibt's!«, meinte einer der wartenden Fahrer.

»*Completamente absurdo*«, meinte ein dritter, »die dachten, dass hier nichts mehr passiert, am Ausgang der Kurve.«

»Wer soll das gedacht haben?«, fragte die Schwarzhhaarige, und Henry betrachtete sie genauer. Eine gut aussehende Frau.

»Na, die Arbeiter eben, die das gebaut haben.«

»Aber das sieht man doch«, sagte die Frau, »dass die Kurve nicht zu Ende ist, da ist der Wagen ja erst drei Viertel durch. Außerdem treffen Ingenieure diese Entscheidungen und nicht die Arbeiter.« Die Weise, in der sie es sagte, ließ keine Widerrede zu. Sie beugte sich über ihre weiße Lederhandtasche und kramte darin herum. Nach einer Weile zog sie eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sie mit einem goldenen Feuerzeug an. Dabei blitzten die vielen Ringe an ihren Fingern. Als sie den ersten Zug nahm, trafen sich ihre Augen. Henry atmete tief durch . . .

Der Arzt und die Feuerwehrleute waren bei dem leblosen Körper angelangt, und aus den Handzeichen, die sie ihren Kollegen nach oben gaben, wurde deutlich, dass da nichts mehr zu machen war. Kurz darauf wurde eine Wanne nach unten gelassen, und die drei Feuerwehrleute bargen den Toten.